

Cord Arendes, Maria Becker, Ekkehard Felder, Sybille Große,
Thorsten Moos, Friederike Nüssel, Magnus Schlette, Nils Schütz,
Reimut Zohlnhöfer

Moral und Moralisierung – Werkstattgespräch der beteiligten Disziplinen

Dieses Gespräch wurde am 6. Februar 2023 in den Räumlichkeiten des Marsilius-Kollegs der Universität Heidelberg aufgenommen. Es spiegelt den Austausch zwischen den beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern wider und gibt einen ersten Einblick in die Themen und Fragen, die in diesem Sammelband eine Rolle spielen. Das Gespräch wurde transkribiert und an diejenigen Stellen sprachlich überarbeitet, die es aus Gründen der Verständlich- und Lesbarkeit erforderten. Der mündliche, im Nachdenken begriffene Charakter des Gesprächs wurde gewahrt.

Ekkehard Felder: Herzlich willkommen zum Werkstattgespräch des Sammelbandes „Moral und Moralisierung“. Als allererstes die Frage: „Macht es für Ihre Disziplin, für Ihren Ansatz, für Ihr Denken Sinn, einen Unterschied zwischen *Moral* und *Moralisierung* zu machen?“ ‚Moral‘ in dem Sinne eines Referierens auf moralische Werte, auf Kategorien, in einem deskriptiven Duktus – also neutral; und ‚Moralisierung‘ als eine Vokabel der rhetorischen Abwertungsstrategie, also klar negativ konnotiert. Macht diese Unterscheidung aus Sicht Ihrer Disziplinen Sinn – unabhängig davon, ob Sie sie *en détail* teilen oder nicht? Wie sieht es zum Beispiel bei Dir in der Politikwissenschaft aus, Reimut Zohlnhöfer?

Reimut Zohlnhöfer: Ich glaube schon, dass Moralisierung ein wichtiges Thema ist. Ich betrachte sie als eine Strategie, um bestimmte Positionen durchzusetzen, um die Gegenposition in Frage zu stellen – moralisch in Frage zu stellen. Moralisierung hat dadurch diesen eher funktionalen Gebrauch, der abzugrenzen ist von Moral. Und so verwende ich in meinem Beitrag oder allgemein in meiner Arbeit tatsächlich den Begriff der Moralisierung, aber eben genau in Abgrenzung zu dem der Moral. Das heißt, ich beschäftige mich wenig mit *Moral*, weil sie etwas *dahinter* ist, was hinter politischen Ideen steht, auch wenn sie in bestimmten Politikfeldern der Moralpolitik eine große Rolle spielt. *Moralisierung* hingegen ist eben eine Strategie zur Durchsetzung bestimmter Positionen, indem ich die gegnerische Position moralisch als fragwürdig darstelle. Und insofern finde ich diese Unterscheidung sehr hilfreich.

Ekkehard Felder: Jale Tosun. Du bist auch Politikwissenschaftlerin. Wie ist es bei Deinem Ansatz?

Jale Tosun: Ich kann mich der Einschätzung tatsächlich anschließen. Ich würde es allerdings ein bisschen allgemeiner fassen wollen. Also Moralisierung ist für mich zunächst einmal ein Prozess. Und Prozess ist immer gut für die Sozialwissenschaften, weil man da Akteure hat. Die Akteure haben Ziele, um die Ziele zu erreichen, verfolgen sie Strategien. Und so kann man aus meiner Sicht sehr gewinnbringend über Moralisierung nachdenken. Ich denke auch gerade, dass man Moralisierung als einen Prozess begreift, ist ein Konzept, das sehr fruchtbar ist für Ansätze, die wir ohnehin in der Politikwissenschaft haben, bzw. in einem Teilbereich der *Policy*-Forschung, die Reimut Zohlnhöfer und ich hier gemeinsam vertreten. Ich sehe darin eine große Chance. Und Moral – das ist ja bereits angeklungen – ist demgegenüber eben ein Gegenstand oder ein Wert. Der Ansatz, mit dem wir arbeiten, berichtet durchaus von der „Moral der Geschichte“ – und welche Schlussfolgerung man daraus ziehen kann, das wäre vielleicht nochmal ein weiterer Aspekt, über den man hier diskutieren kann. Aber aus meiner Sicht wäre Moral gar nicht so stark auf diese Prozesse bezogen, sondern das Ergebnis oder etwas, wodurch ein Prozess eingeleitet oder wie er bewertet wird. Und vor dem Hintergrund finde ich das Unterscheiden auch sehr hilfreich.

Ekkehard Felder: Magnus Schlette, wie stellst Du Dich als unser Philosoph dazu?

Magnus Schlette: Ja, ich würde sagen, aus der Perspektive der Philosophie sollte man auf jeden Fall zwischen Moral und Moralisierung unterscheiden, weil damit jeweils Unterschiedliches gemeint ist und auch ausgesagt wird durch diese Begriffe. Mit Moral kann man aus philosophischer Sicht den Gegenstand bezeichnen dessen, was *entweder* in der normativen Ethik verhandelt wird – indem sozusagen die Grundlagen von normativen Sätzen geklärt werden, begründet werden; *oder* Moral ist der Gegenstand von metaethischer Reflexion, die eine begriffliche Analyse von normativen Sätzen oder normativen Urteilen vornimmt. Und das ist etwas ganz Anderes, als sich mit Moralisierung zu beschäftigen. Wobei ich widersprechen würde und sagen möchte – und ein bisschen geht es ja in meinen Beitrag auch in diese Richtung –, dass man selbstverständlich auch den Begriff der Moralisierung deskriptiv verwenden *kann*. Er *wird* allerdings heute eher als Bezeichnungsbegriff verwendet. Wenn man ihn deskriptiv verwendet, dann wiederum ist er insofern Gegenstand der Philosophie, als auch hier eine Begriffsanalyse des deskriptiven Gehaltes dieses Begriffes ohne Weiteres möglich ist, oder etwa auch – so wie ich es in meinem Beitrag versucht habe –, insofern ein philosophiehistorischer Bezug zu der Verwendung dieses Begriffes – in meinem Fall bei Kant – vorgenommen wird. *Wenn* es sich um einen Bezeichnungsbegriff handelt, dann ist interessant, diskursanalytisch zu klären, in welchen Kontexten er

mit welchen Intentionen wie verfolgt wird. Das ist dann allerdings schon ein Bereich, wo die Arbeit der Philosophie ein bisschen übergleitet in den Bereich der Linguistik oder der Sozialwissenschaften, die sich mit solchen empirischen Fragen von Diskursen auseinandersetzen.

Ekkehard Felder: Ja, wunderbar, vielen Dank Euch dreien. Es sei an dieser Stelle erwähnt, dass der Beitrag von Magnus Schlette eine historische Perspektive aufmacht und ebenso der von Friederike Nüssel, von der wir gleich noch hören werden. Jetzt kommen wir aber erst einmal zum Geschichtswissenschaftler und *Public History*-Experten Cord Arendes. Sein Beitrag behandelt ein zeitgeschichtliches Thema, sonst wäre er natürlich gleichermaßen in der Lage, eine historische Perspektive aufzumachen. Herr Arendes, wie ist es bei Ihnen mit Moral und Moralisierung?

Cord Arendes: Der zeitgeschichtliche Zugang bringt mich in diesem Fall – wenig überraschend – der Ansicht aus der Politikwissenschaft deutlich näher. Ich denke auch, dass es in der Hauptsache um Moralisierung geht; um Strategien, Tendenzen bzw. welche weitere Wortendung man auch immer dahinter setzen möchte. Im Zentrum steht weniger bis gar nicht die Moral im traditionellen Sinne. Es geht nur in Ausnahmefällen darum, wie eine Moral – sei es eher theologisch, sei es eher in Abgrenzung zu Ethik, also im weitesten Sinne philosophisch – geprägt ist. Die Zeitgeschichte zielt darauf, wie moralisiert wird, wer moralisiert und – da wird es dann auf einer anderen Ebene beschreibend – wie die Moralisierungsstrategien abgelaufen sind. Erwähnenswert ist dabei dann aber die starke Aufladung, wenn man sich die Diskurse en détail anschaut, das heißt, wie präsent sowohl der Begriff als auch das Phänomen „Moralisierung“ in bestimmten Diskursfeldern oder Formaten sind. Das ist im Rahmen der Analyse doch ein hervorzuhobender Punkt: Dass man das Phänomen „Moralisierung“ in starkem Maße und an vielen Stellen als wechselseitigen Vorwurf oder auch mit sich drehenden Argumentationen und Frontstellungen wiederfindet und deswegen der Schwerpunkt hier doch sehr auf Moralisierung in einem eher negativen Sinne liegt. Positive Verweise lassen sich kaum finden.

Ekkehard Felder: Und die Aufladung von Sachverhalten, Erinnerungsmomenten, ...?

Cord Arendes: Sachverhalte und Erinnerungsmomente sind in meinem Fall, wo es um Opfer des RAF-Terrors geht – zugespitzt also durchweg auch die Frage von Leben oder Tod im Raum steht – stark moralisierend aufgeladen. Wir kommen hier nicht umhin, uns irgendwie doch wieder an grundlegende moralische Fragen anzunähern. Aber ich glaube, der entscheidende Punkt ist der, dass die Aufladung zwar – in Anführungsstrichen – „im Namen der Opfer“, aber nicht wirklich „mit den Opfern im Hinterkopf“ passiert. Also die Aufladung richtet sich in einem

hohen Maße an tagespolitischen Zielen aus, so würden wir das heute wohl in eher technischen Begriffen umschreiben.

Ekkehard Felder: Dankeschön! Dann kommen wir nun zur Sprachwissenschaft und damit zu Maria Becker. Die Linguistik ist doch eigentlich eine deskriptive Wissenschaft. Kann sie trotzdem was zu Moral und Moralisierung sagen? Macht die Unterscheidung bei Ihnen Sinn?

Maria Becker: Auf jeden Fall auch bei uns! Moralisierung ... Mir hat gefallen, dass schon ein paar Mal das Wort ‚Strategie‘ gefallen ist. Wir verstehen unter Moralisierung eben ein diskursstrategisches Verfahren, wo bestimmte moralische Vokabeln eingesetzt werden, um etwas durchzusetzen, einzufordern. Und von daher haben wir auch in unseren empirischen Analysen oft gesehen, dass die Unterscheidung zwischen Moral – wir sagen dazu Moralthematisierung – und Moralisierung manchmal gar nicht so einfach ist. Wir untersuchen Moralisierung in verschiedenen Textsorten und arbeiten da zum Beispiel auch mit einem Morallexikon, in dem Wörter drin sind, die Hinweise geben auf moralisierende Kontexte. Wir haben dann aber auch in unseren empirischen Analysen festgestellt, dass nur in wenigen Fällen tatsächlich da, wo ein Moralwort benutzt wird, auch moralisiert wird in einem diskursstrategischen Sinne und über Moral in vielen Fällen einfach sehr deskriptiv, thematisierend gesprochen wird.

Ekkehard Felder: Haben Sie Beispiele für Moralwörter?

Maria Becker: In unserem Morallexikon stehen zum Beispiel Wörter wie ‚Glaubwürdigkeit‘ oder ‚Frieden‘, ‚Freiheit‘, ‚Sicherheit‘. Wir haben aber tatsächlich auch Wörter drin, die an sich nicht direkt einen Moralwert zum Ausdruck bringen, sondern Hinweise sind auf Kontexte, in denen moralisiert wird. Wir haben zum Beispiel das wunderschöne Wort ‚Deckmantel‘ in unserem Lexikon. Da, wo das Wort ‚Deckmantel‘ verwendet wird, kann man davon ausgehen, da wird jemand anderem Unglaubwürdigkeit, Unlauterkeit vorgeworfen. Und da haben wir eben gesehen: ‚Deckmantel‘ ist ein Wort, das immer mit Moralisierung einhergeht, obwohl es keinen Moralwert zum Ausdruck bringt. Wir sind aber – um noch mal auf die Frage der Deskription, des Deskriptiven, des Beschreibens zurückzukommen: Wir sind tatsächlich sehr darum bemüht, ohne Wertung vorzugehen und Moralisierung als ein Verfahren zu beschreiben, das natürlich manipulativ und negativ eingesetzt werden kann, aber in vielen Fällen ist der Rückgriff auf Moralwerte und moralisierende Sprechhandlungen auch ganz natürlich und wichtig für den gesellschaftlichen Diskurs.

Ekkehard Felder: Danke. Maria Becker hat die germanistische Sprachwissenschaft vertreten. Jetzt kommt die romanische Sprachwissenschaft mit Sybille Große zu

Wort. Wie ist es aus Deiner Sicht als Sprachwissenschaftlerin? Das ist jetzt sozusagen eine *second opinion*, zu der aber noch einmal ein neuer Sprach- und Kulturhorizont hinzukommt.

Sybille Große: Also Dinge, die bereits gesagt wurden, muss ich nicht wiederholen. Aber, was wir eben sagen, ist, dass Moralisierung als diskursive Strategie deutlich auch in aktuellen Diskursen jeweils zu finden ist. Das kann man erkennen, wenn man diskurslinguistisch oder eben diskursanalytisch arbeitet. Und die Frage, die sich mir stellt: „Ist das ein aktuelles Phänomen oder kann man auch, wenn man sich andere Zeiträume anschaut, derartige Moralisierungsstrategien erkennen?“ Und man muss eben unterscheiden: Einerseits die Strategie, die wir beschreiben wollen, und andererseits die bestimmten Werte, die durch Einzelkonzepte – Einzelwörter – jeweils mitgegeben werden. Und man weiß aus der Diskursanalyse, dass Moralvokabeln eine große Rolle spielen. Inwiefern aber dann bestimmte Texte auch *moralisierend* sind, ist viel weniger untersucht worden. Das heißt also, da ist eine Lücke, die man sehen kann, und die Frage ist: „Inwieweit kann man in historischen Kontexten auch deskriptiv linguistisch arbeiten?“; „Was passiert, wenn man die Sprache wechselt?“ Und hier sollte man aus linguistischer Sicht sicherlich zeigen, dass bestimmte Fallstricke, die man in der Methode hat, sich in anderer Form darstellen, wenn man vom Deutschen zum Beispiel wie in meinem Fall auf das Spanische und die Reden Francos zu sprechen kommt. Und vielleicht noch als letzter Aspekt: Es gibt natürlich diese Darstellung, dass bestimmten Akteuren im politischen Diskurs, aber auch in anderen Bereichen, ganz besonders eine Moralisierung unterstellt wird, und die sollte man mit geeigneten Verfahren linguistisch analysieren. Das ist das, was bisher leider viel zu selten passiert.

Ekkehard Felder: Vielen Dank! Dann kämen wir zum Abschluss unserer einleitenden Runde noch zur Theologie und damit zu Friederike Nüssel. Der zweite Theologe unter uns, Thorsten Moos [*siehe Ergänzung am Gesprächsende, Anm. d. Red.*], kann heute ja leider nicht teilnehmen. Friederike, auch an Dich die Frage: „Moral und Moralisierung – hilfreich bei Deinem Ansatz, beim Denken in der Theologie?“

Friederike Nüssel: Also bei der Unterscheidung der Begriffe und auch ihrer Bestimmung würde ich mich zunächst mal an unseren Philosophen anschließen und erst einmal festhalten, dass die Begriffe tatsächlich unterschieden sind und dass es meiner Ansicht nach auch nötig ist, sie zu unterscheiden. Schon alleine deswegen, weil das Verb ‚moralisieren‘ ja einen Prozess bezeichnet und ‚Moral‘ eher auf ein Konvolut von Handlungskonventionen oder Normen verweist. Theologiegeschichtlich betrachtet ist es so, dass beide Begriffe nicht tief, gar nicht tief verankert sind in der Theologie. Die Rede von *theologia moralis* ist eigentlich erst

als eigene Disziplin im 18. Jahrhundert aufgekommen. Und der Begriff des Moralisierens, den sammelt die Theologie im Grunde genommen aus der öffentlichen Debatte und auch aus der wissenschaftlichen Debatte auf. Und ich habe den Eindruck, dass das ein sehr neuer Begriff ist. Für uns ist an der Stelle zunächst mal wirklich wichtig, theologisch wahrzunehmen, was damit eigentlich gemeint wird in Diskursen – darauf geben die Beiträge ja alle eine Antwort – und dann eher zu schauen, wie bewerten wir eigentlich oder wie verstehen wir dieses Phänomen, das darin adressiert wird? Und die Perspektive geht dann ein Stück weit dahin, auch darauf zu schauen, welche geschichtlichen, denkgeschichtlichen Entwicklungen stehen vielleicht im Hintergrund – sowohl der doch ziemlich selbstverständlich negativen Bewertung von Moralisieren wie auch der Frage, welche Möglichkeiten wir eigentlich auch von unseren teils bewussten, teils unbewussten kulturgeschichtlichen Ressourcen her haben, uns mit diesem Prozess auseinanderzusetzen und uns dazu zu verhalten und davon Abstand zu nehmen; ... oder vielleicht auch erst einmal zu sehen, wie schwierig es ist, von diesem Phänomen wirklich Abstand zu nehmen.

Ekkehard Felder: Vielen Dank. Also ich versuche mal festzuhalten, dass die Unterscheidung von ‚Moral‘ und ‚Moralisierung‘ – sagen wir mal aus einer heuristischen Perspektive – auf alle Fälle meist hilfreich ist. Im Einzelfall gibt es Diskussionen. Moralisierung muss nicht per se eine Negativvokabel sein, so wie sie sich jetzt im allgemeinen Sprachgebrauch etabliert hat. Magnus Schlette hat das quasi noch einmal mit Bezug auf Immanuel Kant, aber auch mit seinem Aufsatz vorhin stark gemacht. Friederike Nüssel hat diesen Aspekt auch noch mal bekräftigt; aber heuristisch ist es – glaube ich – eine sinnvolle Kategorie, an der man vieles zeigen kann. Moralisierung ist im Alltag eben eine überwiegend negativ verwendete Vokabel; im öffentlichen Sprechen über Politik eigentlich auch. Es ist eine Vorwurfszuschreibung – also, wenn man jemandem anderen zuschreibt, er moralisiere, dann sind da vielfältige Komponenten mit aufgerufen: weg von der Sache, überbordend, in irgendwelchen traditionellen Wertekategorien gefangen oder dergleichen. Meine Frage: „Was kann die Politikwissenschaft an Ordnung, an Nutzen produzieren, damit wir als einfache Staatsbürger mit dieser Moralisierungskategorie sinnvoller umgehen können oder ein bisschen weniger orientierungslos sind?“; wenn es dann heißt, diese politische Richtung würde moralisieren, die andere nicht – gibt es da sozusagen ein Tool an Erklärungskomponenten, die uns Staatsbürger ein bisschen besser ausrüsten?

Reimut Zohnhöfer: Also ich glaube, aus politikwissenschaftlicher Perspektive ist das zunächst mal eine Strategie im Meinungsstreit, in der Meinungsauseinandersetzung. Man versucht, das eigene Argument als irgendwie moralisch höherstehend und das des Gegners, der Gegnerin als inakzeptabel darzustellen. Das ist – insofern bin ich da völlig dabei – das ist deskriptiv gemeint. Also, wir wollen erst

mal versuchen, zu verstehen, wie das funktioniert, und da spielt eine ganz große Rolle die vermeintliche Alternativlosigkeit der eigenen Position, weil alles, was man dagegen sagen kann, unmoralisch ist. Und hier dran zu arbeiten, zu verstehen: „Warum macht man das?“ „Wann macht man das?“ das ist – glaube ich – wichtig. Und, ich hätte hier ... bzw. in meinem Beitrag *habe* ich die Hypothese aufgestellt: „Dann, wenn es eng wird; dann, wenn ich fürchte, dass mir die Mehrheiten fehlen – entweder innerhalb der eigenen Gruppe, der eigenen Fraktion oder in der Öffentlichkeit –, dann greife ich verstärkt darauf zurück. Ich brauche es nicht, wenn sowieso alle auf meiner Seite sind.“ Und Kategorien zu schaffen oder Konstellationen zu erkennen, unter denen Moralisierung stattfindet, wäre deshalb – glaube ich – eine Möglichkeit einer politikwissenschaftlichen Beschäftigung – immer vorausgesetzt, wir können etwas erkennen, wofür wir natürlich die linguistische Analyse brauchen. Was das zweite ist, was an Moralisierung politikwissenschaftlich hochgradig interessant ist, ist, dass Demokratie Alternativen braucht und eine dauerhafte Moralisierung von zentralen Fragen insofern demokratietheoretisch problematisch ist, weil wir plötzlich aufhören, in Optionen zu denken, und stattdessen immer meinen: „Das ist die moralisch richtige, die einzig mögliche Alternative“ – während Demokratie als Prozess ja genau davon ausgeht, dass wir Entscheidungsmöglichkeiten haben, aus denen wir auswählen können. Und insofern ist Moralisierung, wenn sie denn erfolgreich ist – also, wenn tatsächlich bestimmte Positionen sich dann nicht mehr vertreten lassen, weil sie als moralisch inakzeptabel ausgeschlossen sind – dann haben wir demokratiepolitisch durchaus ein Problem.

Ekkehard Felder: Reimut Zohlnhöfer sagt quasi – ich spitz ein bisschen zu –: „Wenn ich das Gefühl habe, die Sachargumente sind schwach, dann gehe ich als Diskursakteur in die Giftkammer und hole die Moralisierungskeule raus!“ Jale Tosun, was sagst Du dazu?

Jale Tosun: Also ich stimme der Einschätzung schon weitgehend zu. Ich bin am Überlegen: „Seit wann ist Moralisierung eigentlich ein zentrales Thema in der politikwissenschaftlichen Forschung?“ Eigentlich seit ungefähr zehn Jahren – gut zehn Jahren, würde ich sagen –, seit wir in Deutschland auch eine rechtspopulistische Partei haben – die AfD –, wo der Name „Alternative“ im Grunde genommen ja auch eine Signalwirkung haben sollte und diese auch tatsächlich dann in der empirischen Realität eingelöst hat. Also es ist ein Thema, das sehr stark im Zusammenhang mit populistischen, insbesondere rechtspopulistischen Parteien diskutiert wird in der Politikwissenschaft. Und das sind natürlich oft Parteien, die in vielen Ländern neu entstanden sind, also im deutschen Kontext auf jeden Fall neu entstanden sind, und wo sich die Gruppierungen natürlich festigen und etablieren mussten. Und da würde ich schon den Punkt aufgreifen – das war schon

eine Strategie, um sich abzugrenzen vom politischen Mainstream und dadurch natürlich auch quasi, ja, eine Repräsentationslücke zu reklamieren, die man dann besetzt, um sich selbst zu legitimieren. Also da würde ich auf jeden Fall *d'accord* gehen – das ist eigentlich, wie dieses Thema aufgekommen ist in der Politikwissenschaft. Und vor dem Hintergrund hat mich das sehr gefreut, was Sybille Große gesagt hat, dass man sich auch die attestierten Zunahmen von Moralisierung in der Politik, die Veränderung des politischen Diskurses, wirklich mal sprachwissenschaftlich anschauen sollte. Also in den Medien wird das behauptet. Wir haben alle wahrscheinlich Beispiele im Kopf, wo das zutrifft, aber man müsste das wirklich mal politikwissenschaftlich gemeinsam mit linguistischen Instrumenten anschauen, ob das denn wirklich zutrifft. Ich würde auch mal sagen: wahrscheinlich war die AfD zu Beginn, als ihre Existenz unsicherer war, moralisierender, als sie es vielleicht heute ist, wo sie sich schon etabliert hat. Also ich könnte mir vorstellen, dass es tatsächlich eher so eine Art Etablierungsstrategie ist.

Reimut Zohlnhöfer: Ich würde bloß zwei Punkte ergänzen wollen. Das eine ist: Ich glaube nicht – Ekkehard, Du hast das so ein bisschen eingeführt –, dass nur moralisiert wird, wenn die Argumente ausgehen. Unter Umständen komme ich mit meinen Argumenten auch einfach nicht durch, jedenfalls nicht in erforderlichem Umfang und versuche sie dann dadurch zu unterlegen, zu verstärken. Das heißt nicht, dass ich gar keine Argumente habe oder dass die nicht unter Umständen in einem rationalen Diskurs auch den Sieg davontragen können. Aber das ist halt ein Anlass für Moralisierung: Wenn die Auseinandersetzung hitziger wird oder wenn sie knapper wird, wenn die Mehrheitsverhältnisse knapper werden. Das ist – glaube ich – wichtig. Und das zweite ist: Ich stimme mit Jale Tosun völlig überein, dass Moralisierung eine Strategie von populistischen Parteien ist oder sein kann. Ich glaube aber, dass es das durchaus auch auf der anderen Seite gibt und ein Beispiel aus meinem eigenen Beitrag wäre, wo – ich kriege jetzt nicht mehr genau die Formulierung hin – wo aber das Bevölkerungsschutzgesetz als Lebensrettungsgesetz verkauft wurde und gesagt wurde, wer dagegen stimmt, der gefährdet Menschenleben. Das ist ganz klar: „Man kann doch nicht Menschenleben gefährden, also kann man auch nicht gegen dieses Gesetz sein.“ Und das ist in dem Fall von einem Regierungsmitglied bzw. einem Mitglied der Bundestagsmehrheit vorgebracht worden, wo man eben auch sieht: diese Alternativlosigkeit, diese *moralische* Alternativlosigkeit, die da eine große Rolle spielt, die kann von unterschiedlichen Akteuren gebraucht werden; wobei – letzte Zustimmung zu Jale Tosun – ich selbst überrascht war, wie selten ich in den Corona-Debatten Moralisierung gefunden habe. Ich hätte es viel stärker erwartet, als es sich tatsächlich herausgestellt hat.

Ekkehard Felder: Ah, interessant. Eine kurze Nachfrage: Heißt das, je intersubjektiv gültiger ein Wert ist, desto mehr kann man moralisieren – also nehme ich einen Wert wie Friede –, während, wenn ich sage: „wir brauchen freie Subjekte als Wirtschaftssubjekte“, das wäre weniger intersubjektiv gültig – das heißt, mit so was ließe sich schwieriger moralisieren?

Reimut Zohlnhöfer: Vermutlich! Also ich glaube, das ist eine empirische Frage, aber es stehen einem ja unter Umständen auch nicht alle Moralbestände zur Verfügung in einer gegebenen Situation. Wenn ich jetzt die Corona Pandemie durch strikte Einschränkungen bekämpfen will, dann kann ich mich auf das Menschenleben zurückziehen. Wenn ich die gegenteilige Position vertrete – das hat die AfD tatsächlich phasenweise versucht – geht das zwar schon auch, aber es ist immer die wirtschaftliche Existenz oder die Demokratie, also es ist die Staatsorganisation, es sind die Freiheitsrechte, auf die man sich zurückzieht. Insofern würde man sich wahrscheinlich immer auf den am stärksten oder am wenigsten umstrittenen Moralgrundsatz, der verfügbar ist, auf den würde man sich versuchen zurückzuziehen.

Ekkehard Felder: Wunderbar. Jetzt habe ich an der Körpersprache von Magnus Schlette schon gesehen, dass er was sagen möchte. Das passt wunderbar zu meinen Vorbereitungen, denn ich habe hier stehen: „Ich rufe den Magnus Schlette auf und bitte um einen ordnenden Blick von oben.“ [*großes Gelächter*]

Magnus Schlette: Ja, sehr gut, das passt sehr gut zur Philosophie. Oder vielleicht auch von unten, weil ich mich nämlich frage, ob man diese Bezichtigungsstrategien, die im Mobilisierungsdiskurs angewandt werden, nicht noch mal, ja, eben tiefer legen sollte, nämlich als symptomatisch für ein strukturelles Problem sehen sollte, das wir in unserer Gesellschaft haben. Und dazu habe ich mich ja so ein bisschen aus dem Fenster gelehnt mit einer These oder mit einer Doppelthese; nämlich der ersten, dass sich dieser Moralisierungsdiskurs verdankt dem Strukturproblem zwischen *Pflichtbewusstsein* und der *Verrechtlichung von Pflichtbewusstsein* – dass also der Verrechtlichungsgrad von bestimmten normativen Einschätzungen hinterherhinkt hinter dem Pflichtbewusstsein, das bestimmte Gruppierungen in der Gesellschaft tatsächlich haben. Und die zweite Teilthese ist, dass dieses Pflichtbewusstsein wiederum abhängig ist vom historisch veränderlichen empirischen Wissensstand, den wir über bestimmte Gegenstandsbereiche haben. Mit anderen Worten: Der Bereich der *Adiaphora* wird immer enger, derjenige Bereich, der letzten Endes moralisch neutral ist oder moralisch nicht relevant. Nehmen wir als Beispiel Massentierhaltung. Man kann aus verschiedenen Gründen gegen Massentierhaltung sein. Aber, wenn man aufgrund der Kognitionspsychologie und der Ethologie usw. weiß, dass Tiere über komplexe kognitive

Fähigkeiten verfügen, dass man ihnen gegebenenfalls sogar Würde zusprechen muss, dann wird eine ganz andere Ebene der Verhandlung, ob man diese Tiere so schlachten darf, ob man sie *überhaupt* schlachten darf, eingeführt. Und damit wird etwas zum Gegenstand einer moralischen Betrachtung, das es vor 50, vor 60, vor 100 Jahren noch nicht war, weil damals die empirischen Wissenschaften nicht so weit waren, diese Eigenschaften den Tieren zuzusprechen. Das kann man auf unterschiedliche Ebenen übertragen – und daraus erwächst ein sich veränderndes Pflichtbewusstsein. Und das ist nicht bei allen gleich. Und vor allem ist es noch nicht in gleichem Maße *verrechtlicht*. Trivialeres Beispiel: Tempolimit, ja? Auch da gibt es keine Verrechtlichung dessen, was das Pflichtbewusstsein zumindest bestimmter Gruppierungen in der Gesellschaft zum Ausdruck bringt: Nämlich, dass wir das brauchen, damit wir den Klimawandel verzögern, oder so. Und wenn das der Fall ist, dann wird an das Pflichtbewusstsein des Einzelnen umso mehr appelliert. Es wird sozusagen ein geringerer Verrechtlichungsgrad kompensiert durch individuelle Zuschreibung von Pflicht. Und daraus ergibt sich dann eine Dynamik oder kann sich eine Dynamik der Moralisierung ergeben, die den anderen vorhält, nicht genug zu tun, um sozusagen das, was noch nicht in ausreichendem Maße verrechtlicht ist, aus eigener Kraft und aus eigener Motivation zu leisten. Und ja, darüber müsste man natürlich in der Sache diskutieren. Insofern würde ich auch sagen – ah, ich darf ja nicht länger als zweieinhalb Minuten sprechen – aber deswegen würde ich sagen, dass man, bevor man den Moralisierungsbegriff als Bezeichnungsbegriff untersucht, erst mal sehen muss, was sein deskriptives Potenzial ist. Und da ist ‚Moralisierung‘ erst mal einfach ein Prozessbegriff, der den Bereich dessen, was moralisch relevant ist, ausweitet. Und das kann gerechtfertigterweise passieren, es kann aber auch ungerechtfertigterweise und aus anderen Motiven passieren.

Ekkehard Felder: Das heißt, wir müssten eine Wertediskussion führen; weil, wir können ja durchaus für was unstrittig Gutes moralisierend auftreten.

Magnus Schlette: Genau. Das könnte man. Ja.

Ekkehard Felder: Also wenn wir mit moralisierenden Werten – sage ich mal – den Israel-Palästina-Konflikt lösen könnten, dann wäre uns doch jede Moralisierung quasi recht. Also wir müssten über Werte sprechen. Und wenn wir da uns einig sind, dann wäre die Moralisierungsstrategie per se nicht eine schlechte.

Magnus Schlette: Genau, nicht zwingend, nicht zwingend. Ja.

Ekkehard Felder: Dann würde ich gerne zur Geschichtswissenschaft übergehen. Und ein ganz besonders interessanter Aspekt aus meiner Sicht ist eben diese Erinnerungskultur, die Sie, Cord Arendes, so stark machen. Also in Ihrem Aufsatz

geht es ja um die Entführung der Landshut 1977 und wie aus historischer und wertungs- und gesellschaftspolitischer Sicht heute darauf geblickt wird. Und im Schlusswort bringen Sie die interessanten Kategorien des Postmoralischen und des Postmoralisierenden zum Ausdruck und bringen auch folgenden Gedanken – den ich sehr faszinierend finde – ins Spiel: „Wie moralisch mündig ist denn eigentlich der Bürger? Also bedarf er überhaupt der moralischen Erziehung?“ Wir gehen ja *idealerweise* immer vom *zoon politikon* aus, das dann spätestens durch den tollen Schulunterricht ein mündiger Bürger ist – oder früher wurde noch vom Bürger in Uniform gesprochen, als es noch die Wehrpflicht gab. Und insofern stellt sich ja wirklich die Frage: „Wie mündig ist der Bürger, wie erziehungsbedürftig?“ Was können Sie mit diesen beiden Kategorien ... – vielleicht können Sie sie auch nochmal ganz kurz vorstellen, weil ich sie – glaube ich – nur eklektisch vorgestellt habe ...

Cord Arendes: ... Ja gerne, aber ich befürchte, Sie bleiben auch dann weiterhin eklektisch. Die Kategorien stammen von dem englischen Historiker Bill Niven und damit – das ist jetzt *auch* nicht besonders überraschend –, aus dem angelsächsischen Kontext, basierend auf einer Beobachtung dessen, wie extrem *moralisch aufgeladen* in Deutschland in den letzten Jahrzehnten bestimmte Diskussionen waren. Eine *postmoralische* Erinnerungskultur geht in diesem Sinne von moralisch mündigen Bürgern aus, aber nicht davon, dass nichts mehr gelernt werden könne bzw. müsse. Eine *postmoralisierende* Erinnerungskultur setzt zudem nicht voraus, dass bei den Bürgern grundsätzlich ein moralisches Defizit anzusprechen und zu überwinden sei. Und es ist jetzt nicht nur beim Zuhören der letzten Einwände in diesem Gespräch herausgestellt worden: Die zeitlichen Schichtungen – wenn wir jetzt einfach nur einmal die letzten 70 oder 50 Jahre nehmen – haben sich verändert, und damit die historischen Kontexte und die Rahmen, in denen wir rational über gesellschaftlich bedeutende Ereignisse nachdenken. Es gibt in der Zeitgeschichtsforschung seit fünf bis zehn Jahren eine relativ intensive Diskussion darüber, ob die Erinnerungskultur, so wie sie ist, eigentlich noch gut funktioniert oder ob sie nicht ein Feld ist, auf dem in vielen Fällen öffentlich mit Begriffen und Zuschreibungen argumentiert wird, die vor 30, 40 Jahren entstanden sind und die heute zum Teil wie in Beton gegossen dastehen und deshalb eigentlich wenig oder sogar keinerlei Wirkung mehr erzeugen können. Und in diesem Zusammenhang sollte man vielleicht auch erwähnen, dass hier doch mit vielen – wir würden heute umgangssprachlich sagen – moralischen Kategorien gearbeitet wird, aber der zeitgenössische Kontext und auch Praktiken oder Praxeologien – wie die Sozialwissenschaften ja gerne sagen –, die werden eher vernachlässigt; das heißt, wie wir dieses Wissen oder die festgeschriebenen Bewertungen konkret gesellschaftlich transportieren. Es handelt sich ja hier um alles Mögliche; um Werte, um Normen, teilweise – wenn wir auf die Erinnerungskultur

blicken – auch um rechtliche Fragen. Bestimmte Aspekte sind heute rechtlich anders gefasst, als sie es vor 30, 40 Jahren waren. Auch bezüglich der didaktischen Aspekte der Erinnerungskultur entsteht zunehmend das Gefühl, viele Dinge wirken nicht mehr so wie in den Jahrzehnten zuvor. Jetzt kann man lange fragen: „Hat es überhaupt so gewirkt, wie man in diesem ‚nicht mehr‘ mittransportiert?“ Das ist empirisch leider nicht festzustellen bzw. so kaum untersucht worden, aber – die schöne Formulierung ist ja seit zehn, 15 Jahren – ‚in *zunehmend* heterogenen Gesellschaften‘ – und da sagen wir: das ‚zunehmend‘ hätte man lange streichen können –, also in *heterogenen* Gesellschaften ist eine Erinnerungskultur immer schwierig(er). In demokratischen Gesellschaften sollte sie grundsätzlich verhandelbar sein. Aber was das in der genau Praxis bedeutet, ist nicht immer so klar definiert. Und dann entsteht rasch das berühmte Minenfeld, in dem fast auf allen Seiten moralisch argumentiert wird, ohne dass aber am Ende klar ist: „Was ist eigentlich der Wert, von dem wir ausgehen, wenn wir moralisch argumentieren oder andere des Moralisierens bezichtigen?“ Das ist oft Nebensache: Geht es um ein christlich-abendländisches Modell eines Wertekanons und wie lässt sich dieses mit anderen Weltreligionen in eine Verbindung setzten? Ist es ein eher Habermassches Modell, das extrem abstrakt ist, das sich aber als rationales Ergebnis eines der Praxis enthobenen Diskurses verstehen lässt? Also auf *welche* Werte blicken wir also zurück? Und das ist – so denke ich – ein ganz, ganz spannender Punkt. Die Geschichtswissenschaft hätten ja gerne den Rückblick auf einen sehr quellengeleiteten Diskurs, zu dem man sagen kann: „Okay, die moralischen Fragen mal ganz beiseitegelassen und die Tatsachen oder das, worum es *eigentlich* geht ins Zentrum gerückt, dann haben wir so etwas wie den Kern und können schauen; und das andere ist alles Kommunikationsstrategie.“ Aber was *die zentralen Aspekte* sind, das ist natürlich sehr schwer zu erraten. Und mir ist das selbst deutlich geworden – um noch einmal auf die RAF zu sprechen zu kommen. Einfach mal mit so einem zeitlichen Sprung von zehn Jahren [*zwischen dem dreißig- und vierzigjährigen ‚Jubiläum‘ der Landshut-Entführung in den Jahren 2007 und 2017, Anm. d. Red.:* „Ändert sich eigentlich in dem, was man beispielsweise im SPIEGEL findet, die Argumentation?“ – Sie ändert sich nicht sonderlich! Also sie läuft in interessanter oder vielleicht auch in beinahe erschreckender Weise eigentlich genauso weiter. Teilweise sind dieselben Akteure im Spiel; und das ist ein Punkt, den wir noch gar nicht angesprochen hatten. Mir scheint es ebenfalls sehr interessant zu sein, zu fragen: „Wer? Wer nutzt eigentlich welche Argumente?“ Sind es Personen, die irgendwie durch die historischen Ereignisse direkt betroffen sind? Sind es Personen, die über längere Zeiträume die Argumente nutzen? Wenn ich jetzt einfach 200 Jahre zurückschaue als Historiker, habe ich natürlich ein anderes Setting. Ich kann dann das Handeln der Akteure auch nur noch bedingt einschätzen. Genau hier würde ich den großen Unterschied zum bereits angesprochenen Corona-Diskurs sehen, wo diese Aspekte noch

quasi eins zu eins zu verfolgen sind und man selbst in den Kategorien mitdenken kann; anders als, wenn man weit(er) zurückschaut und es sehr schwer wird, das Setting zu rekonstruieren und wo viele unterschiedliche Wissensstände und andere Dinge hineinspielen. Aber ich will jetzt nicht die 5-Minuten-Grenze sprengen und ende deswegen endlich mit meiner Antwort! *[Gelächter]*

Ekkehard Felder: Ja, wunderbar. Vielen Dank. In den bisherigen Äußerungen lag ein gewisser Hilferuf oder eine Aufgabenstellung an die Sprachwissenschaft. Es wurde nämlich nach empirischen Befunden gefragt. Wir vermuten ... – Jale Tosun sagt, es sei vermutlich die AfD, aber wir bräuchten da mal empirische Belege. Maria Becker hat in ihrem germanistischen Team die Bundestagsprotokolle von 1949 bis in die Gegenwart untersucht. Jetzt nicht *speziell* mit dem Blick, aber können Sie spontan was sagen zu dem Phänomen, ab wann Sie Indikatoren der Moralisierung gefunden haben und auch vielleicht zu dem, was Cord Arendes gerade angesprochen hat: Diskursakteure?

Maria Becker: Ja, also wir gehen da tatsächlich sehr systematisch ran, weil wir an Mustern des Moralisierens interessiert sind. Also: „Wie drückt sich das auf der sprachlichen Oberfläche aus?“, aber auch: „Welche Komponenten, die zentral sind in unserer Definition, bleiben eventuell implizit in der Sprache?“ – und wir annotieren dementsprechend Texte, unter anderem eben auch Plenarprotokolle aus dem Deutschen Bundestag mit bestimmten Kategorien, die wir für zentral halten für das Moralisieren. Und ich hatte ja schon angedeutet, dass unser erster Schritt ist, dass wir Textpassagen extrahieren mithilfe von unseren Moralvokabeln und dann zunächst mal unterscheiden: „Wird hier moralisiert oder wird hier Moral als ein deskriptiver Terminus behandelt, also moralthematisierend gesprochen?“ Und alle Moralisierungsinstanzen annotieren wir dann weiter mit Merkmalen, zum Beispiel: ‚Diskursakteure‘. Und da fand ich auch ganz interessant, was Sie gesagt haben, Herr Arendes! Wir unterscheiden zum Beispiel bei den Diskursakteuren, da wird zusätzlich dann auch in den Texten kodiert, ob die zum Beispiel selbst diejenigen sind, die etwas einfordern, ob es die Benefizienten der Forderung sind, ob es die Adressaten der Forderung sind. Und da kann man schon ganz spannende Korrelationen in unseren Daten sehen. Wenn zum Beispiel jemand als Vertreter einer Institution auftritt oder generell, wenn jemand stellvertretend für andere Menschen auftritt als Generikum, oder auch, wenn jemand als Individuum auftritt: Inwiefern korreliert das mit zum Beispiel der Rolle als Forderer, als Adressatin, als Benefizientin? Solche Merkmale versuchen wir herauszuarbeiten. Ein weiteres wichtiges Merkmal von unserem Projekt, das wir am Germanistischen Seminar haben zu den Moralisierungspraktiken in verschiedenen Wissensdomänen, ist, dass wir das anhand verschiedenster Textsorten untersuchen, weil Moralisierungen in politischen Texten und politischer Sprache zum

Beispiel berechtigterweise auch schon viel untersucht wurden. Wir vermuten aber, dass Moralisierungen in allen möglichen Textsorten vorkommen können, da aber eventuell oder sehr wahrscheinlich ganz andere Muster aufweisen. Wir vermuten zum Beispiel, dass in populärwissenschaftlichen Texten viel moralisiert wird, aber eben viel, viel unterschwelliger, dass hier viel impliziter solche Moralwerte instrumentalisiert werden, strategisch eingesetzt werden. Und deswegen machen wir diese Annotationen auf der Basis von ganz unterschiedlichen Textgenres und Wissensdomänen, um dann schauen zu können: Welche dieser Merkmale sind für welche Textsorte wichtig? Ab wann treten sie auf? Wobei wir da jetzt weniger tief in die diachrone Betrachtung eintreten. Also tatsächlich sind die Bundestagsprotokolle, die wir ab '49 untersucht haben – die sind schon unsere älteste Textsorte.

Ekkehard Felder: Und war da irgendeine Entwicklung erkennbar?

Maria Becker: Das können Sie besser beantworten, Herr Felder! Da haben Sie ja mit Markus Müller die Studie gemacht.

Ekkehard Felder: Ja, also wir – Markus Müller und ich – haben Bundestagsprotokolle zusammen analysiert, hatten allerdings nur 50 Hochwertwörter und 50 Delimitationswörter. Und dann mussten wir erst mal überprüfen, ob wirklich moralisiert wird in dem Sinne, wie wir es definiert haben – nämlich als eine Unhintergebarkeit –, oder ob nur Moral thematisiert wird. Und von der reinen Vorkommenshäufigkeit ist überhaupt kein Anstieg durch die AfD oder dergleichen erkennbar. Moralisiert anhand dieser Indikatoren wurde mehr oder weniger immer gleich. Gut! Jetzt hat Herr Arendes eine wunderbare Steilvorlage geliefert für eine Brücke zwischen der Germanistik und der Romanistik, weil Sie sagten, ‚zunehmend heterogene Gesellschaften‘ und meinten, das ‚zunehmend‘ könnten wir streichen: „Wir haben immer heterogene Gesellschaften.“ Und jetzt haben wir natürlich mit Sybille Große und ihrem Untersuchungsgegenstand, nämlich der Reden von Franco bis 1975 ... ja, haben wir da ein Bild der homogenen Gesellschaft und kommt da was anderes raus?

Sybille Große: Ja, genau. Also es ist keine homogene Gesellschaft, aber das wäre auch eine Frage: Vorhin hatten wir in der Politikwissenschaft den Blick auf Demokratien gelegt, bei Franco würde man zumindest in Teilen ja von einer faschistischen Diktatur sprechen. Wir haben in der Untersuchung in verschiedenen Aspekten im Prinzip eine Eingrenzung oder eine Spezifizierung. Also zum Beispiel die Francoreden von 1936 bis 1975 über verschiedene Zeiträume, die üblicherweise in drei Perioden unterteilt werden, da ist die letzte die pragmatische Periode: Die Gesellschaft Spaniens öffnet sich hin zu den 70er-Jahren. Moralisiert wird bei Franco über den gesamten Zeitraum, soweit wir das erkennen konnten,

in dieser letzten Periode allerdings nicht mehr unter Rückgriff auf Delimitationswörter; das heißt, der Rückgriff auf bestimmte negative Aspekte und Werte, die damit transportiert werden, geht etwas zurück, aber die Hochwertwörter und die positiven Werte bleiben erhalten. Was vielleicht in dem Fall noch interessant ist, dass wir es ja mit einem einzelnen Akteur zu tun haben, der anders als in demokratischen Debatten in seiner Argumentation nicht unbedingt moralisieren muss. Also, Franco hat sehr unterschiedliche Reden gehalten; wir haben ungefähr die Hälfte aller seiner Reden analysiert – das heißt, die Anlässe sind sehr vielfältig – und dennoch bleibt die Moralisierung über den gesamten Zeitraum erkennbar. Und vielleicht wäre der Blick, den man haben könnte, tatsächlich, sich zu fragen: „Ändert sich etwas in den Moralisierungsstrategien, wenn wir andere Gesellschaftsformen haben?“ Vielleicht aber noch ein Hinweis auf diesen Akteur: Es handelt sich bei Franco um einen – so wie immer beschrieben – sehr gläubigen Politiker, – und das wäre jetzt eine Frage, die ich doch zurückgebe an die Religionswissenschaftler und in diesem Fall auch an die Theologen: „Ist es nicht so, dass bestimmte Moralisierungspraktiken vielleicht aus anderen Bereichen übernommen werden, die Franco auf den politischen Kontext, auf seine Politik, auf sein politisches Handeln jeweils überträgt?“ Zumindest mit dem, was ich gesehen habe als Beispiel, würde ich sagen, dass er sehr wohl aus dem christlichen Diskursuniversum, dem religiösen Diskursuniversum Anleihen nimmt für die Moralisierung.

Ekkehard Felder: Eine elegantere Überleitung wäre mir auch nicht eingefallen. Vielen Dank, Sybille Große, darf ich das gerade so weitergeben?

Friederike Nüssel: Ich kann das jetzt zwar nicht konkret in Bezug auf Franco bestätigen oder verneinen; *aber* es wäre sehr verwunderlich, wenn sich die starke christliche Prägung über Jahrhunderte hinweg nicht darin auch vollziehen würde, dass bestimmte moralische Überzeugungen und auch das Anforderungsprofil, was damit verbunden ist, im Grunde genommen immer schon mitlaufen und dann Wahrnehmungen und Ziele bestimmen. Das wäre mal das Erste! Ich würde auch wirklich sagen, das fällt nicht vom Himmel, sondern das ist schon da. Und deswegen war es mir in meinem Beitrag auch so wichtig, darauf hinzuweisen, mithilfe dieses im Grunde genommen heuristischen Wortes ‚moralisieren‘ – ich finde, das hat erst mal eine heuristische Funktion – auch noch mal zu sehen, wie die Christentumsgeschichte selbst eigentlich ein permanenter Prozess von Moralisierungs- und Entmoralisierungsprozessen ist. Man könnte auch sagen, es ist eigentlich der Dauerdiskurs, wenn nicht Dauerstreit über die Frage, was das moralisch Richtige ist, wie man sich zu verhalten hat und wie daraus auch im Grunde genommen Gruppenbildungen zu bewerten sind. Denn das ist das Nächste, was dann in der Christentumsgeschichte ja auch passiert.

Ekkehard Felder: Also auch zwischen den Kirchen. Das machst Du ja deutlich in einem Aufsatz.

Friederike Nüssel: Genau. Das bleibt eben nicht auf der individuellen Ebene. Ich würde sogar sagen, da fängt es gar nicht erst an. Es fängt eigentlich sofort bei der Frage an: „Wo gehöre ich dazu?“, bewertet sich also nach Zuordnungskategorien, die jedenfalls *auch* moralisch bestimmt sind, auch wenn das vielleicht auf der Sprachebene erstmal gar nicht so artikuliert wird. Damit würde ich einfach gerne noch mal die Differenzierung einbringen, die Thorsten Moos in seinem Beitrag gemacht hat und die ich ganz hilfreich fand, von der ich aber auch gerne noch mal wissen würde, wie sie sich eigentlich zu dem sprachwissenschaftlichen deskriptiven Programm verhält. Denn er hat ja ganz schlicht gesagt, es gibt im Grunde genommen drei Formen: Moralisation I ist für ihn, dass Sachverhalte, die zunächst mal *nicht* moralisch wahrgenommen werden, moralisiert werden – aber nicht bewertend, sondern einfach mit moralischen Kategorien belegt werden. Ich habe mich gefragt: „Wo ist das eigentlich in der Christentums Geschichte der Fall?“, und ich würde sagen, bei der Auffassung vom Leiden. Das Leiden war nie irgendwas besonders Tolles, aber im Christentum wird es plötzlich etwas, wodurch man sich moralisch qualifiziert. Die Märtyrer sind darin heilig, dass sie das auf sich nehmen. Moralisation II ist dann das, was – glaube ich – auf der Sprachebene auch bei euch festgemacht wird, nämlich, dass bestimmte moralische Überzeugungen und Anforderungen mit einem Unbedingtheitsanspruch vertreten werden, den man offenbar auch sprachlich identifizieren kann. Da muss man sagen, das ist natürlich dadurch, dass Religionen immer schon mit einer Letztinstanz – Gott oder dem Göttlichen oder dem Transzendenten – operieren, dadurch sind die immer schon auf der Ebene. Die stellen eher die Frage: „Wo ist das nicht mehr der Fall, wo kann man da auch zurücktreten?“ Und da könnte man zum Beispiel die Unterscheidung zwischen Todsünden und lässlichen Sünden anführen, wo gesagt wird: „Es ist nicht alles gleich schlimm vor der Letztinstanz“. Und die Moralisation III betrifft dann die Subjekte (und Objekte) von Moralisation. Und das ist die Ebene, die mich theologisch ganz besonders interessiert, weil durch jede Form des Moralisierens – sei es darin, dass ich einfach nur Sachverhalte moralisch auflade, ohne damit eine Strategie zu verbinden, sondern nur, weil das Eine jetzt gerade meine Überzeugung ist, aber auch in dem Moment, wo ich dann bestimmte Gruppen bewerte anhand von Maßstäben – der Schritt zwischen der Auffassung, die ich bewerte, und der Person, die ich bewerte, ins Schwimmen gerät. Und dann kriegt Moralisation eine eigene Dynamik, deren Folgen schlechter zu kontrollieren sind, als wenn die Ebene zwischen Auffassung und Person gewahrt werden kann. Und da würde ich gerne noch eine Anmerkung machen zu dem, was Reimut Zohlhnhöfer gesagt hat zu „Corona-Debatte und Mo-

ralisieren“. Ich fand, dass das ein tolles Experimentierfeld ist, um Moralisierung zu beobachten, und zwar auf allen Seiten. Diejenigen, die als Corona-Leugner oder Querdenker betitelt wurden, reagierten ja mit ihren Protesten darauf, dass sie sich moralisiert sahen. Und umgekehrt hat man bei Personen, die dann plötzlich sich gegen das Impfen und andere Strategien, gegen Masken usw. gewendet haben ... – ich glaube, wir kennen alle in unserem Kontext Menschen, bei denen das so war –, da war einem klar, die Unterscheidung zwischen Positionen und Personen muss wieder her, sonst können wir im Grunde nicht mehr gescheit interagieren. Und deswegen denke ich, ist es doch ein Feld gewesen, wo man sich das Phänomen der Moralisierung in seiner Komplexität und auch Unhintergebarkeit gut vor Augen führen konnte.

Ekkehard Felder: Ja, vielen Dank. Ich würde gleich den Ball weitergeben und überleiten in eine offene Diskussion. Friederike Nüssel hat den Ball schon mal an Reimut Zohlhörer weitergespielt und ich hätte auch noch Fragen. Aber dann wäre jetzt auch die Möglichkeit, dass jeder und jede von Euch und Ihnen sich einbringt und auch noch mal Rückfragen stellt. Reimut, Du warst wie gesagt direkt angesprochen worden von Friederike Nüssel.

Reimut Zohlhörer: Ja, – ich glaube – Corona hat uns vor Augen geführt, dass da sehr viel mit moralischen Kategorien und zwar auf beiden Seiten – das war ja mein Punkt, den ich vorhin gemacht habe oder versucht habe zu machen – gespielt worden ist. Also man hat solche Strategien verwendet, es waren aber auch besondere Umstände – die Einschränkungen an Freiheitsrechten waren in der Bundesrepublik unbekannt vorher – und die brauchten natürlich eine besondere Begründung. Und vielleicht kann man daher wirklich auf die besondere Zentralität von Menschenleben verweisen, mit der man letzten Endes das alles begründet hat, all die Einschränkungen und so. Auf der anderen Seite hat man – wie ich finde – toll gesehen, wie hier die Werte der Akteure im Wesentlichen aus dem Grundgesetz kamen. Der Bezug war jedenfalls immer das Grundgesetz – im politischen Zusammenhang auch naheliegend –, natürlich das Recht auf Leben auf der einen Seite, aber eben auch die freie Entfaltung der Persönlichkeit auf der anderen Seite; das waren im Grunde die zentralen Anker, auf die man sich dann moralisierend gestützt hat.

Ekkehard Felder: Das ist ja das – das ganz kurz noch –, was Magnus ja vorhin auch stark gemacht hat: die Verrechtlichung.

Reimut Zohlhörer: Genau! Aber die muss man natürlich dann auch wieder interpretieren. Also ich bin kein Jurist, aber es ist ja trotzdem klar, dass wir Abwägungen treffen müssen! Und was die Moralisierung ein bisschen verhindert, ist, in den – sagen wir mal –ergebnisoffenen Diskurs darüber einzutreten, was denn

jetzt eine angemessene Abwägung dieser Güter wäre. Stattdessen hat man an einigen Stellen immer wieder gesagt: „Naja, also ich muss eben am Ende das Leben schützen, koste es, was es wolle!“ – oder eben das Gegenteil. Und was ich aber ganz, ganz spannend fand an diesen Bundestagsdebatten – bezogen jetzt auf meinen spezifischen Beitrag; Vieles ist ja in der Bund-Länder-Konferenz bzw. in der Ministerpräsidentenkonferenz diskutiert worden, wo dann gar nicht zwingend der Bundestag unmittelbar beteiligt war – : Aber in diesen Debatten um die vier Bevölkerungsschutzgesetze hat man gerade in den ersten drei Gesetzen schon auch gemerkt, dass versucht wird abzuwägen; dass am Ende dann natürlich eine Entscheidung zu fällen ist und diese von der Regierung aus häufig dem Lebensschutz galt. Aber am Anfang war ich ehrlich gesagt sehr überrascht, dass da wenig moralisiert worden ist – wobei, je länger und je stärker die Regierung auch in der Öffentlichkeit Probleme gekriegt hat, ihre Position zu legitimieren, desto eher ist auf Moralisation gesetzt worden, während insbesondere die AfD das ab dem zweiten Bevölkerungsschutzgesetz relativ stark getan hat, eben mit der Behauptung, das wäre alles im Grunde die Abschaffung des Grundgesetzes, des Rechtsstaates, der Demokratie ...

Ekkehard Felder: Cord Arendes?

Cord Arendes: Für mich stellt sich beim Zuhören da doch noch eine wichtige Frage. Wir haben jetzt ja den Fall angesprochen, den man als ‚Debatte im parlamentarischen Sinne‘ bezeichnen kann, also als etwas, was auf ein Ergebnis hinsteuert. Und wir haben ja, mehr oder weniger parallel danebenstehend, die ‚öffentliche Debatte‘ als ein wabernder Diskurs, wo es eigentlich um kein Ergebnis per se geht. Da müssten wir jetzt genauer hinschauen in welcher der beiden Debattenformen mehr moralisiert wird; kurz, ob die hier wiederholt angesprochene Moralisation nicht eigentlich in der öffentlichen Debatte stattfindet: Wenn ich jetzt auf mein Fallbeispiel zurückschaue, habe ich mit dem RAF-Terror eine Fragestellung, die zwar aufgrund von vielen Todesopfern hochbedeutsam ist, aber keine Entscheidung im gerade genannten parlamentarischen Verständnis darstellt. Es handelt sich – man ist geneigt dies so zynisch zu formulieren – um eine Glaubenssache bzw. die Frage auf welcher Seite die Protagonisten selbst standen. Und damit haben wir dann doch noch einen Punkt, wo es um eine persönliche Entscheidung ging. Und man müsste ja auch im parlamentarischen Sinne vernünftigerweise davon ausgehen, dass sich in einer Debatte, die auf eine Entscheidung abzielt, die Akteure so weit selbst zurücknehmen, dass ein *rationales* Argumentieren möglich wäre – also eine Beschreibung mit einer Reihe an Konjunktiven! In einer demokratietheoretischen Sicht geht es um die Annahme, dass man genau hier von anderen Dingen abstrahiert. In der historischen Realität finden wir aber parallellaufende Arenen, wo nicht abstrahiert werden muss, wo

die Beteiligten jeweils ‚voll aufs Ganze gehen‘ können, was die moralisierenden Strategien und auch die dahinter verborgene Moral angeht. Und wir haben aber leider immer noch nicht klären können, auf genau welche Art von Moral wir dabei zurückgreifen. Das bleibt weiterhin offen ...

Ekkehard Felder: (zustimmend) Hmm, hmm Jetzt aber erst Jale Tosun.

Jale Tosun: Also ich bin sehr dankbar für diesen Hinweis, Herr Arendes! Das war natürlich genau die Frage, die mir unter den Nägeln brannte – auch als Maria Becker eben darauf verwiesen hatte, dass der Korpus, der untersucht wurde, sprachwissenschaftlich die Bundestagsdebatten sind. Also, wir wissen, es gibt soziale Medien, und wir wissen, dass zum Beispiel gerade Parteien, die sich nicht im Mainstream bewegen, eher auf soziale Medien setzen. Da gibt es auch Unterschiede. Wir wissen, *die* arbeiten auch mit sozialen Medien, die wahrscheinlich *wir* jetzt nicht unbedingt konsumieren, wo es halt auch Blasen gibt und quasi eine Segmentierung in der Debatte. Und es kann tatsächlich sein, dass im parlamentarischen Raum die Debatten nicht stärker moralisiert wurden, das aber in diesen spezifischen Diskussionsforen ungleich stark zugenommen hat. Aber davon kriegen *wir* wiederum nichts mit und das ist nämlich genau der Punkt: Da geht es nicht um eine Entscheidung; es geht auch nicht darum, einen Kompromiss zu finden; sondern es geht darum, die eigene Meinung bestätigt zu bekommen. Deswegen wäre es auch so schön gewesen, jetzt noch eine kommunikationswissenschaftliche Expertise hier einzubinden – aber man kann nicht alles haben! Aber das sind eben – glaube ich – Aspekte, die noch mal sehr wichtig sind: Also, zunächst einmal die Frage, die Cord Arendes auch in den Raum gestellt hat: „Wer moralisiert?“ – und ich glaube übrigens auch, dass Journalistinnen und Journalisten zunehmend einen anderen Blick auf Moralisation haben. Ich weiß noch nicht mal, ob die Politik so viel moralisierter ist, aber ich glaube einfach, dass da in der Berichterstattung stärker darauf eingegangen wird. Und die andere Frage ist: „Wo wird moralisiert?“ – und ich denke, dass das etwas ist, was man im Blick behalten müsste.

Ekkehard Felder: Reimut Zohlhörer

Reimut Zohlhörer: Völlig richtig, man muss sich auch den öffentlichen Diskurs natürlich anschauen. Man kann aber – glaube ich – nicht alles zur gleichen Zeit tun. In meinem Papier habe ich mir ja tatsächlich auch noch Medien angeschaut, die Berichterstattung in den Fernsehnachrichten und in den am nächsten Tag erscheinenden Tageszeitungen – auch beispielsweise in der BILD, da war es gar nicht so einfach dranzukommen an die Artikel, aber ein bisschen was habe ich. Da kam jedenfalls nicht das Bild raus, dass da auf die als moralisierend klassifizierten Redebeiträge zurückgegriffen worden wäre in stärkerem Maße. Also es

war im Schnitt nicht so, dass die Beiträge in den Fernsehnachrichten beispielsweise genau das herausgegriffen hätten, was besonders moralisierend gewesen wäre – wobei das natürlich noch immer nicht *nie* passiert ist – und das ist eigentlich ganz interessant. Ich habe das spezifisch deshalb gemacht, weil das demokratietheoretische Argument, das ich vorhin gebracht hatte, auch ein wichtiges ist. Und das geht eigentlich von Moralisation der jeweils Regierenden aus, dass eben bestimmte Diskurse gar nicht mehr geöffnet werden, weil sie alternativlos – Angela Merkels Lieblingswort – sind. Und diesbezüglich wäre meine Frage eher: „Nutzt die Regierung in diesen Fällen Moralisation?“ Und der Generalbefund ist nicht durchgehend, aber was mich ein bisschen zuversichtlich macht, dass jedenfalls für dieses spezifische Themenfeld, für diese spezifischen Akteure da was dran ist an dem Muster, das ist, dass wir Veränderung über Zeit sehen, die systematisch mit Kontextbedingungen variiert.

Ekkehard Felder: Ein schönes Beispiel jetzt für den Corona-Diskurs ist – glaube ich – noch die folgende Frage von Jürgen Trittin. Aber die hätte auch von einem anderen Parteipolitiker kommen können. Das ist – glaube ich – nicht Grünen-spezifisch. Er fragte mal sinngemäß: „Wie viele Tote sind denn später noch aufzuholende Lernrückstände wert? Wie viele sind zu rechtfertigen?“ Er war für Schulschließungen – interessanterweise ein Punkt, den Karl Lauterbach inzwischen zurücknimmt –, aber Trittin hat sich ganz klar dafür geäußert, die Schulen weiter geschlossen zu halten, um nicht weitere Tote ... Das ist ja ein klassischer Zielkonflikt! Ich gehe noch mal zur Philosophie; – immer, wenn man am Ende ist, dann schaut man zur Philosophie oder zur Theologie. [*großes Gelächter*] Wie geht man mit solchen Zielkonflikten um?

Magnus Schlette: Ja, also die müssen gesellschaftlich ausgehandelt werden. Man muss darüber, darüber kann man aber auch *sachlich* verhandeln. Ich möchte noch mal an einen Punkt anschließen, den wir bisher in der Debatte noch nicht hatten, den aber Frau Nüssel eben angebracht hat, dass man doch eigentlich mit der Verwendung dieses Moralisationbegriffs auch das *argumentum ad hominem* verbindet. Es geht eben nicht nur um eine strittige *Sache*, wo man sozusagen Pflichtbewusstsein oder irgendeine bestimmte moralische Position – welche auch immer das ist oder welche Ressourcen sie haben mag – einklagt, sondern es geht darum, den anderen *als Person* abzuwerten; und zwar von beiden Seiten. Ob das gegen Corona-Leugner der Fall ist oder ob das heute im Ukraine Konflikt gegen Pazifisten in der anderen Richtung der Fall ist: Abwertung der anderen Person. Und das ist das Verletzende eigentlich an der Moralisation, dass es zu tun hat mit einem grundlegenden Reziprozitätsbruch, indem dem anderen die Fähigkeit abgesprochen wird, rational und selbstverständigungsorientiert an einer Debatte teilzunehmen. Also entweder ist er zu doof – der kapiert einfach nicht, was er

eigentlich kapieren müsste, wenn er ein vernünftiger Beiträger zur Debatte wäre; oder er ist unwahrhaftig und damit irgendwie böse, weil er eigentlich verdeckte Strategien verfolgt statt um Klärung der Sache und Begründung seiner Position bemüht zu sein. Und das sind so Unterstellungen, die von vornherein jegliche Form einer *sachlichen* Aushandlung und Auseinandersetzung unterbinden letzten Endes. Und das ist eigentlich der Punkt, an dem man arbeiten müsste, nicht die Frage der unklaren Wertorientierung oder „worauf stützt man sich?“; – die einen bringen Lebensschutzargumente ins Spiel, die anderen Freiheitsargumente – ja gut, das kann man ja gegeneinander auch sachlich abwägen.

Ekkehard Felder: Wunderbar, weil das hilft mir noch mal die Überleitung zu Friederike Nüssel zu finden und die Frage, die ich ursprünglich stellen wollte, wenn Sybille Große nicht so elegant übergeleitet hätte. Die lautet nämlich, bzw. das, was mich bei Deinem Aufsatz besonders begeistert hat, das ist die Frage der Willensfreiheit. Wann ist denn der Sünder – ich weiß jetzt nicht, ob ich mich religiös richtig ausdrücke – sozusagen selbstverantwortlich? Wann ist Gottes Gnade erfahrbar? Und das ist ein Punkt, den Magnus Schlette auch stark gemacht hat: „Ist das Subjekt ... kann es immer die Verantwortung für seine eigenen Entscheidungen treffen?“, „Ist es willensfrei?“

Friederike Nüssel: Das ist eine große Frage.

Ekkehard Felder: Eine Totschlagfrage! Aber die Philosophen und die Theologen kriegen ja immer gute Antworten hin.

Friederike Nüssel: Also, erst mal nur, um den Stellenwert der Frage richtig einzuordnen: Moralisierung als Phänomen gibt es meiner Ansicht nach jenseits dieser Frage. Also ich glaube, dass diejenigen, die die Auffassung vertreten, dass der Mensch jedenfalls nicht *ursprünglich* frei ist – das, was ich damit meine, kann ich ja gleich noch sagen –, dass die nicht weniger und nicht mehr moralisieren als diejenigen, die davon ausgehen, dass der Mensch im Grunde genommen immer schon verfangen in sich selbst ist – was immer das dann im Einzelnen heißt. Aber die Gefahr der Moralisierung im negativen Sinne gibt es auf beiden Seiten, und das – finde ich – ist ein interessanter Indikator, der sich meiner Ansicht nach darin wiederholt, wie die Willensfreiheitsdebatte neurowissenschaftlich aufgenommen und geführt wird. Weil, es ist doch immer wieder erstaunlich, dass die hart materialistischen oder reduktionistischen Positionen zwar sehr umstritten sind, dass man aber am Ende immer den Eindruck hat, das spielt für die Selbstwahrnehmung dann doch letztlich keine Rolle. Also Gerhard Roth legt keinen Gestus an den Tag, aus dem ich in irgendeiner Weise ablesen könnte, dass er sich dessen bewusst ist, dass seine ‚Maschinerie‘ ihn irgendwie bestimmt. Also, das heißt, wir sind relativ resilient gegenüber den Implikationen der einen oder an-

deren These. Aber das nur mal am Rande. Im Blick auf die Frage, wie das mit der Freiheit ist, kann ich vielleicht einfach mal ganz kurz evangelisch/katholisch sondieren, weil – ich würde sagen – das sind wirklich eher Modelle. Das katholische Denken hat immer sehr stark – bis in die Moderne hinein und unter Rekapitulation gerade auch idealistischer Freiheitstheorien – geltend gemacht, dass die menschliche Willensfreiheit eigentlich ein Indifferenzvermögen ist, das heißt, dass ich *nicht* schon in irgendeiner Weise bestimmt werde, sondern mein Wille will und darin sich sozusagen selber setzt. Das Evangelische ist eher, zu sagen: „Ich finde mich in meiner Willensbestimmtheit immer schon vor und der Wille ist auch nicht das Indifferenzvermögen, sondern Wille ist nur, insofern er *will*, und das heißt, die Frage „was der Wille ist, bevor er sich realisiert“ die geht ins Leere. Das ist die eigentliche Differenz. Jetzt darf man aber aus dem Evangelischen nicht den Fehlschluss ziehen, als gäbe es da keine Verantwortung. Und es gibt zwei Gründe, warum das so ist: Erstens wird gesagt, wenngleich der Wille sozusagen immer schon will und auch immer schon in bestimmte Umweltverhältnisse und Selbstverhältnisse verstrickt ist, *bin ich es* die oder der will, und das heißt: Verantwortung haben. *Ich bin es* und ich kann das nicht von mir wegweisen. Das ist das Eine. Und zweitens würden natürlich beide christlichen Traditionen darauf aufmerksam machen, dass der Mensch zur Vollendung seines Willens so oder so nur durch die Gnade kommt, also durch eine Information, die er sich nicht selbst geben kann; und dass diese Information dann Beziehungsverhältnisse eröffnet, die ich mir nicht selber geben kann. Ich glaube, da sind die sich völlig einig; die Frage ist nur, wie sie den Willen bestimmen. Ich glaube, es ist die Weisheit des evangelisch-katholischen Gesprächs in der letzten Zeit – die habe ich ja auch in dem Beitrag behandelt –, dass gesagt wurde, dass diese Frage nicht mehr als kontroverstheologisches Thema aufgerufen wird.

Ekkehard Felder: Ausklammern sozusagen, weil nicht relevant oder nicht lösbar ...

Friederike Nüssel: Ja, genau. Weil an ihr keine Differenzen auftreten, die für das Zueinander am Ende wirklich ausschlaggebend sind. Ich glaube, dass es darin faktisch erkannt wurde. Man hat im Grunde genommen die Reichweite der Fragestellung von vornherein begrenzt. Und das – finde ich – ist eigentlich keine schlechte Entscheidung.

Ekkehard Felder: Ja, und ein schönes Beispiel dafür, dass Dialog doch nützt. Reden hilft. Oft heißt es ja, reden hilft nicht. In dem Fall aber ist ja – glaube ich, wenn ich dein Schlusswort richtig in Erinnerung habe – das Plädoyer für einen Dialog wirklich untermauert, dass zwei Kirchen sich aufeinander zubewegt haben oder Klarheit gewonnen haben, wie sie bestimmte Fragen beantworten.

Friederike Nüssel: Also, das ist genau die Intention gewesen, das mal als Beispiel zu geben aus dem Bereich, den ich über überschauen kann, und zumindest mal zu sagen, dass wirklich nur der Dialog eine Chance bietet, um der Moralismusfalle, von der zum Beispiel Seidl [*Christian Seidel – Mitherausgeber und -Autor des Sammelbandes „Kritik des Moralismus“ (2020), Anm. d. Red.]* spricht, zu entgehen.

Ekkehard Felder: Sybille Große ...

Sybille Große: Ja, ich würde gerne noch mal zurückkommen zu der Frage: „Was ist unsere Aufgabe als Wissenschaftlerinnen oder Wissenschaftler, wenn wir uns mit Moralisierung beschäftigen?“ Also einerseits die Vielfalt aufzuzeigen, die brauche ich jetzt nicht weiter auszuführen. Aber für mich ist auch wichtig, dass man hinterfragt – und jetzt war ja vorhin schon auf die Kommunikationswissenschaften und Medienwissenschaften abgehoben worden –, ob diese kollektive Emotionalisierung, die immer dargestellt wird, dieser Moralisierungsüberschuss, ob das eine Tatsache ist, ob wir uns darin wiederfinden oder ob es nicht eher ein Allgemeinplatz ist, den man medial aufgegriffen hat und den man versucht, anhand verschiedener Positionen jeweils zu beweisen. Und für mich besteht ein Unterschied zwischen ‚moralisierend‘ und ‚nicht-sachlich‘ –, dass man sich noch einmal klarer vor Augen führt, dass Moralisierung mit bestimmten Werten verbunden ist und ein nicht-sachlicher Diskurs oder eine nicht-sachliche Diskursstrategie kann moralisierend sein, muss es aber nicht. Und uns das klarzumachen und zu hinterfragen, soweit wir das können, das sind Aufgaben, die wir letzten Endes haben. Denn ich frage mich wirklich, ob Moralisierung nicht ein Teil einer jeden Austauschkultur auch jenseits von der religiösen Debattenkultur ist – in bestimmten Punkten vielleicht etwas mehr zum Ausdruck kommt oder in bestimmten Textsorten oder bestimmten Räumen, aber eigentlich schon immer da war und nicht unbedingt ein aktuelles Problem ist, auf das wir jetzt aufmerksam werden. Es gibt – wenn man jetzt linguistisch zum Beispiel denkt, aber auch in anderen Perspektiven, historisch zum Beispiel – natürlich immer wieder die Schwierigkeit, dass man sich fragt: „Welche Möglichkeiten der Analyse haben wir?“; „Was könnte ein Korpus sein?“; „Wie könnte die Forschungsfrage aussehen?“; „Was können wir auch nicht analysieren?“ – und wo bleibt es dann eine reine Behauptung, zu sagen: „Historisch betrachtet können wir sehen, dass das eine Strategie ist, die vorhanden ist und die in unterschiedlichen Augenblicken gezogen wird?“ Eigentlich müsste die Frage doch sein: „In welchen Kontexten wird sie gezogen?“; „Was sind Bereiche, die da hinführen?“

Ekkehard Felder: Die Frage gebe ich direkt an Jale Tosun weiter.

Jale Tosun: Ganz herzlichen Dank. Also, ich sehe schon Sybille Große und ich liegen auf einer Wellenlänge, was erfreulich ist, das ist ja – jetzt nicht bezogen auf

Sybille Große, sondern ganz generell – nicht immer gegeben. Es macht einfach Spaß, sich über dieses Thema so angeregt und interessant auszutauschen! Und ich habe mich das tatsächlich auch gefragt: Es gibt sogar populärwissenschaftliche Bücher, die heißen zum Beispiel „Die moralisierte Republik“, die natürlich das Gefühl vermitteln, dass das etwas Neues ist. Aber ich habe mich auch gefragt – und da bin ich eigentlich wieder bei der Zeitgeschichte: Es gibt doch sicher Gegenstände von Moralisierung, die heute kein Thema mehr sind – zum Beispiel der Lebenswandel einer Person oder das Rollenbild. Ich würde mal stark davon ausgehen, dass, wenn jemand früher geschieden war, das zu einer Thematisierung geführt hat. Da gab es eine Moralisierung in der Gesellschaft, die den Charakter dieser Person in Frage gestellt hat, was heute – man darf mich korrigieren – in Deutschland zumindest nicht mehr der Fall sein dürfte, dass man dann einer Person Charakterschwäche attestiert. Und da – denke ich – wäre es sicher interessant, wenn wir über Moralisierung sprechen, uns auch – Friederike Nüssel hatte den Begriff ja auch gebracht – Momente oder Phänomene der Entmoralisierung anzuschauen, um zu schauen: Ist das synchron, also sind das symmetrische oder sind es andere Prozesse? Dominiert bei dem einen der Zeitgeist mehr als beim anderen? Das fände ich jetzt sehr interessant, aber ich denke wirklich, man braucht da den historischen Blick und muss sich einfach vor Augen führen, zu welchem Zeitpunkt wurde was moralisiert? Und da stellt sich für mich nach wie vor die Frage: „Was ist die Grundlage dafür?“ Also die Wertediskussion werden wir damit nicht los – die steht eigentlich im Zentrum. Und man könnte jetzt natürlich die Hypothese in Raum stellen: „Mit dem Wertewandel ändert sich der Bezug für Moralisierung“. Wenn man sich das mal anguckt – also ich wohne in Mannheim, da musste sich eine Konditorei jetzt umbenennen, weil sie „Mohrenköpfe“ hieß, weil das eben als nicht mehr zeitgemäß anerkannt wurde. Jetzt nennt sie sich also „Möhrenköpfe“ und das hat aber dann wiederum bei anderen Kunden für Entrüstung gesorgt, [*großes Gelächter*] warum man dem Trend nachgibt. Ja, aber ich persönlich finde das piffig und linguistisch extrem elegant, ehrlich gesagt. [*Gelächter*] Aber daran sieht man ja, dass sich die wertebezogene Bezugsgröße verändert hat für die Moralisierung. Und das ist – denke ich – etwas, was man sich dann sicher im historischen Kontext anschauen müsste. Aber ich stimme Sybille Große uneingeschränkt darin zu: Für mich ist das erst mal eine empirische Frage, ob wir heute in einer Gesellschaft leben, die stärker moralisierend ist oder moralisiert ist – je nachdem –, als es früher der Fall war. Ich glaube es nicht!

Ekkehard Felder: Es ist auch eine Frage, die man vielleicht überschreiben kann mit dem Schlagwort ‚Die normative Kraft des Faktischen‘. Ein Beispiel: Meine Frau war am Wochenende mit zehn anderen Frauen zum Geburtstag eingeladen

und sie war noch die einzige, die nicht geschieden ist, alle anderen neun waren geschieden. Woraus sie ableitet, ich solle mir mal viel Mühe geben, dass das so bleibt, [*Gelächter*] aber das sind natürlich andere Umstände. Zum Beispiel ist das ja objektiv feststellbar, ob getrennt oder nicht. Also wir haben einen Wertekanon – „Möhrle“, „Mohr“ –, aber das ontische Faktum, ob man getrennt ist oder nicht, hat ja nochmal einen anderen Faktizitätscharakter, der natürlich auf Dauer all diejenigen, die Scheidung schlimm finden, Stück für Stück in ihrem Wertekanon verändern wird. Also das aufrechtzuerhalten, wird wahrscheinlich extrem schwierig sein. Du schaust skeptisch, Friederike! Ist die Kraft solcher Umstände, die sich verändert haben, ist das nicht ein Bollwerk? Falls ich einen konservativen Wertekanon habe, zum Beispiel in Bezug auf die Institution Ehe, wird es doch immer schwieriger, meinen Wert aufrechtzuerhalten in Anbetracht der Umstände.

Friederike Nüssel: Also das – denke ich – ist auf jeden Fall der Fall, dass es immer schwierig ist, einen bestimmten Wertekanon zu verteidigen, der aus irgendwelchen Gründen im Schwinden ist – was permanent geschichtlich passiert ist – ich glaube, das ist klar. Warum ich ehrlich gesagt skeptisch schaute, ist, ... es war eher nachdenklich, weil ich noch dem Gedanken nachging, warum ich eigentlich meine, dass es für uns theologisch so wichtig ist, Moralisierungsprozesse aufgewiesen zu bekommen auf der Sprachebene bzw. dann auch im Verhältnis zu bestimmten Sachdiskussionen. Das – denke ich – ist nämlich wirklich extrem wichtig, weil die Funktion zum Beispiel von Dialog ist auch die, dass man erst einmal in eine Distanz tritt zu dem, was man praktiziert und was der andere praktiziert, und zur eigenen Wahrnehmung dessen, was der andere praktiziert. Und das geht viel einfacher, wenn man zeigen kann, dass sich das schon auf der Ebene der Sprache zeigt. Deswegen ist das für mich interdisziplinär eine ganz, ganz wichtige Sache, dass man sehen kann, *wie* das sprachlich funktioniert, *dass* das eine narrative Strategie ist – und selbst wenn es nicht als Strategie intendiert sein mag, muss man sich darüber klar sein, dass es aber so wirken kann. Und für mein Interesse, wie man dieser Schleife der Moralisierung ein Stück weit entgegen gehen kann, ist das ein ganz elementarer Schritt, das Moralisieren sozusagen – ‚versachlichen‘ ist ja das falsche Wort in dem Zusammenhang – aber es material ausweisen zu können.

Ekkehard Felder: Brennt noch irgendetwas unter den Nägeln?

Maria Becker: Ich will vielleicht noch ganz kurz anschließen an das, was Sie, Frau Große, gerade gesagt haben oder was generell diskutiert wurde, zu der Frage, ob mehr oder weniger moralisiert wird heutzutage: Ich finde es in dem Zusammenhang sehr spannend, dass es auch unsere Aufgabe zum Beispiel als Linguistinnen

und Linguisten ist, so etwas zu operationalisieren, weil ich denke, dass das viel mit der subjektiven Wahrnehmung einhergeht, was eine Moralisierung überhaupt ist. Ich habe ja auch schon darauf hingewiesen, dass zum Beispiel die erste Entscheidung, die wir getroffen haben bei der Erstellung des Datensatzes, war: Ist es Moralthematisierung – also nicht moralisierend – oder Moralisieren? Und wir lassen die Texte in der Linguistik dann immer parallel von zwei Annotatoren annotieren und messen dann – das nennt sich *inter-annotator agreement* –, wie sehr die menschlichen Annotatoren übereinstimmen. Und das war tatsächlich nicht so deutlich, wie wir das vermutet haben. Und deswegen ist es wahrscheinlich umso wichtiger, diesen sehr diffusen und sehr alltagssprachlichen Begriff der Moralisierung auf irgendeine Art und Weise zu operationalisieren; denn sonst kann man nicht sagen, ob mehr oder weniger moralisiert wird, sondern nur, ob aus der Perspektive eines bestimmten Individuums heraus mehr oder weniger moralisiert wird.

Ekkehard Felder: Wunderbar! Vielen Dank! Das war quasi ein Forschungsauftrag an uns alle – Hausaufgaben an uns alle. Ja, dann danke ich allen für das Gespräch. Es hat viel Spaß gemacht!

Ergänzender Kommentar von Thorsten Moos

Auch ich würde aus ethischer Perspektive zwischen Moral als Gegenstand und Moralisierung als Prozess – ich würde sagen: als Praxis bzw. als Bündel von Praktiken – unterscheiden. Allerdings erscheint es mir fruchtbar, den wertenden bzw. normativen Ton aus dem Moralisierungsbegriff herauszunehmen und Moralisierung auf theoretischer Ebene als Beschreibungsbegriff anzusetzen. Das halte ich schon deswegen für sinnvoll, weil der Begriff der Moralisierung ja seinerseits in Debatten als Argument eingesetzt wird, um bestimmte moralische Argumente als illegitim zu markieren. Die Diagnose der Moralisierung, vorgebracht als Argument, ist also wiederum Bestandteil einer Entmoralisierungspraxis.

Das führt mich auf einen zweiten Punkt. Wenn Moralisierung als Begriff für die Beschreibung von (zumeist diskursiven) Praktiken verwendet wird, gilt es umgekehrt, auch Praktiken der Entmoralisierung zu beschreiben. Zusammengenommen würde ich vorschlagen, Praktiken der Moralregulation, also der expliziten und impliziten Verhandlung um die Zulässigkeit, Erweiterung oder Reduzierung von „Moral“ in Feldern wie Politik, Recht oder Wirtschaft zu untersuchen. Mein Eindruck ist, dass solche moralregulativen Praktiken in vielen Bereichen fortwährend statthaben. Mit moralischen Geltungsansprüchen lässt sich eben nur leben, wenn man sie einerseits in ihrer Geltung wahrnimmt und sie andererseits in Schach hält.

Ergänzend zu dem, was Friederike Nüssel gesagt hat, möchte ich zudem gern einen dritten Punkt hervorheben. Wenn Moralregulation – also die Verhandlung von Moralisierung und Entmoralisierung – eine beständige Aufgabe differenzierter Gesellschaften ist, dann ist die Frage, welche kulturellen Ressourcen der Moralregulation in solchen Gesellschaften vorhanden sind. Da sehen wir feldspezifische kulturelle Ressourcen – etwa, wenn im parlamentarischen Betrieb einerseits das Moralische emphatisch inszeniert wird, wie in sogenannten Sternstunden des Parlaments, wo sich Abgeordnete in einer medizinethischen Debatte narrativ wie argumentativ als moralische Subjekte inszenieren, und andererseits das Moralische durch verschiedenste Prozesse der Versachlichung in Schach gehalten wird. Ähnliches gilt im Bereich der Wirtschaft, wenn man etwa auf Corporate Social Responsibility, Compliance, oder auf Trans Fair-Siegel schaut, die jeweils eine moralische Zweitcodierung wirtschaftlicher Prozesse in begrenztem Umfang zulassen und zugleich zur Begrenzung dieser Zweitcodierung beitragen. Hier interessiert mich als Theologen, inwiefern auch Religionen als kulturelle Ressourcen der Moralregulierung fungieren. Insbesondere das Christentum und hier insbesondere der Protestantismus haben sich durchweg mit der Geltung und Geltungsbegrenzung moralischer Zugriffe auf bestimmte Lebensphänomene beschäftigt. Um das zu beschreiben (und es in einem zweiten Schritt zu analysieren und in einem dritten kritisch zu betrachten), scheinen mir die Begriffe von Moralisierung und Entmoralisierung sehr hilfreich zu sein.